

*Franz X. Eder  
Hubert Christian Ehalt  
Suleika Mundschildt*

*Sex zwischen  
Befreiung und neuer  
Disziplinierung*

*Wiener Vorlesungen · Picus*

*Franz X. Eder  
Hubert Christian Ehalt  
Suleika Mundschtz*

*Sex zwischen Befreiung und  
neuer Disziplinierung*

*Picus Verlag Wien*



Gedruckt nach der Richtlinie des  
Österreichischen Umweltzeichens  
„Druckerzeugnisse“,  
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869

Copyright © 2016 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien

Druck und Verarbeitung:

Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal

ISBN 978-3-7117-3001-5

Informationen über das aktuelle Programm  
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter

***www.picus.at***

*Hubert Christian Ehalt*  
*Sex zwischen Lust und Befreiung, Leistung*  
*und Disziplinierung*

Der Mensch ist ein Wesen, das sich selbst reflektieren, analysieren, aber auch negieren kann. Er ist befähigt, die großen existenziellen Fragen zu stellen: Wer sind wir? Was können wir wissen? Was sollen wir tun? Was dürfen wir hoffen? Aus der Erkundung der existenziellen Grundlagen des Menschlichen sind in einem ununterbrochenen und unabgeschlossenen Prozess der Auseinandersetzung die sogenannten Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften entstanden. Ihre Aufgaben sind die Benennung, die Bezeichnung, die begriffliche Fassung, die Beschreibung »verstehend« (qualitativ-hermeneutisch) und »ausmessend«, die Dimensionen bestimmend (empirisch-positivistisch). Die handelnden Subjekte stellen die Frage, in welchem »Spiel« und in welcher »Art des Spieles« sie AkteurInnen sind. Dabei haben sie bald erkannt, dass das Mächtigste und Beeindruckendste an ihrer Erkenntnisfähigkeit das Fragen und nicht das Beantworten von Fragen ist.

Aus der frühen Erkenntnis der zum Überlebenshandeln gezwungenen Menschen hat sich ein pragmatischer Handlungsablauf etabliert, der durch die Gesellschaft kodifiziert, das heißt festgeschrieben wurde. Die vergesellschafteten Individuen meistern und gestalten daher ihre

Existenz gemeinsam, indem sie Institutionen schaffen, alles Handeln ritualisieren, institutionalisieren, kanonisieren. So begegnet uns das menschliche Handeln nicht in mannigfaltiger, individualisierter (Milliarden individueller Formen) Gestalt, sondern in Routinen, Regeln, Ritualen, Bauplänen, Know-how und Best practices, Techniken und Technologien, Wissenschaften und Wissensmanagement.

Man »schaut dem Schöpfer in die Karten«, kopiert von der Natur in evolutionären Entwicklungen Gestaltetes (wie zum Beispiel in der Bionik). Gegenwärtig agieren Wissenschaft, Technik, Technologie immer häufiger mit dem Gestus des Schöpfers. Die Frage nach einem Gott, nach einem Wesen als prima causa, einem Schöpfer und Gestalter von »intelligent design« wurde mit dem Aufstieg von in ihrem Erkenntnis-, Erklärungs- und Gestaltungspotenzial immer erfolgreicherem und folgenreicherem Wissenschaften von der ersten Frage zu einer, für die sich das Interesse in Grenzen hält. Die bemerkenswerte Revitalisierung von Religion, die gegenwärtig stattfindet, hat meines Erachtens jedenfalls weniger mit Gott als mit einem rechthaberischen und wieder martialisches Anspruch »auf den richtigen Gott« zu tun.

Die individuellen und die gesellschaftlich-kulturellen Verhältnisse sind jedenfalls erklärungsbedürftig. Sie sind nicht unerklärlich, und sie werden auch unabhängig von einer plausiblen rationalen Erklärbarkeit mit unterschiedlichen Argumenten vorgestellt. Die Erklärungen befinden sich in einem Spannungsfeld biotischer (durch

Biologie erklärbarer) und kulturell-sozialer (durch Kulturwissenschaft erklärbarer) Bedingtheit. Das Leben mit seinen Naturgesetzlichkeiten und das Gesellschaftliche mit den soziologischen Kausalitäten sind in vielfachen tatsächlichen und epistemologischen Interdependenzen miteinander verbunden. Der wissenschaftliche Streit, wer »das letzte Sagen« hat, das Naturgesetzliche, das in einem vermuteten »egoistischen Gen« liegt, oder die individuelle Gestaltungsfreiheit der Menschen, die planen, Strategien formulieren, Glaubensgrundsätze entwickeln und vertiefen, Normen elaborieren und sich daran halten oder auch nicht, flammt immer wieder und mit neuen Argumenten auf.

Nach der Evolutionsbiologie, deren Kernthese es ist, dass es in der Entwicklung des Lebens und aller seiner Gattungen und Arten um die Optimierung des Fortpflanzungserfolgs geht, stellt die Neurophysiologie die Autonomie des Menschen auch im Detail jeder einzelnen Handlung infrage – sie vertritt die Auffassung, dass die »Willensfreiheit« immer Illusion und die Menschen stets Marionetten der Evolution sind.

In der Frage der menschlichen Handlungsfreiheit stecken zahlreiche philosophische, erkenntnis- und kognitionstheoretische Fragen. Auch die Gesellschaft mit ihren Institutionen, Strukturen, Regeln und Konventionen, die allesamt eine *longue durée* haben, ist jedenfalls nicht ein Reich einer prinzipiellen Freiheit. Sie ist keine Gegenwelt zu Natur und Naturgesetzlichkeit, die uns als das Unabdingbare und Ausweglose begegnen.

Die sogenannten individuellen Freiheiten, auf die Menschen in ihrer Selbstwahrnehmung pochen, haben ihre Grenzen in biologischen Gegebenheiten, wie sie das Lebensalter, die Dauer der Schwangerschaft, die Modalitäten der Reproduktion darstellen, in gesellschaftlichen Strukturen, die ihre Behäbigkeit und »Zähflüssigkeit« haben, und im »Zufall«. Die sich stets neu formierenden Beziehungen dieser Grenzen zueinander bewirken eine Offenheit, die mit der Komplexität der Systeme korrespondiert. Notwendigkeit, Gestaltungsfähigkeit und Zufall sind die Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich Freiheitsmöglichkeiten und -grenzen formieren. Freiheit ist eben dieses Ausloten und Ausnützen von Gestaltungsmöglichkeiten unter der Bedingung vielfältiger Zwänge, die durch Natur und Kultur gesetzt werden.

Am Bereich der Sexualität lässt sich das biologische, aber auch das gesellschaftlich bedingte Wechselspiel von Freiheit und Bestimmtheit historisch eindrucksvoll zeigen. Die Wahl beziehungsweise die Entscheidung für bestimmte Handlungsweisen, Praktiken, Rituale und Symbole im Sexuellen war stets eine Gratwanderung zwischen individueller Freiheit und biologischer beziehungsweise gesellschaftlicher Notwendigkeit. Die Trennung von »Sex« und »Gender« – biologische und soziale Geschlechtlichkeit – scheint mir jedenfalls zu kurz zu greifen. Die Biologie und das Soziale befinden sich in einer so dichten und multiplen Verbindung, dass ihre willkürliche Trennung nur zu einer verzerrten Perspektive führen kann.

Wertsetzungen, Normierungen, Tabuisierungen, Scham- und Peinlichkeitsgrenzen, deren historische Bedingungen und Transzendierungen im Bereich der Sexualität sind das Thema des vorliegenden Bandes. Pornografie, die Frage des Pornografischen, ist dabei ein Schlüsselthema, weil es stets darum geht, was das »Normale«, das »Abnormale«, das »Richtige« und das »Falsche« ist und zu sein hat.

Im Reich der Sexualität walten die Notwendigkeiten und Bedingungen des Geschlechts als fundamentale Diversität, als Dimorphismus, als Sex (fundamentale und existenzielle Erotikexpression) und Gender (Sozialisationskonvention). Lust als Fortpflanzungsinstinkt, Liebe, Zärtlichkeit, aber auch Gewalt bis hin zur Zerstörung begleiten das Sexuelle.

Da Sexualität mit allen Konsequenzen von Fortpflanzung verbunden ist, geht es um ein in besonderem Maß existenzielles Geschehen und Thema; da sie zu den stärksten Antriebserlebnissen gehört, wurde Sexualität über alle historischen Epochen hinweg kulturell und medial in einer ungeheuren Vielfalt dargestellt und ausgestaltet. Es handelt sich jedenfalls um ein Thema, bei dem die Forschung nicht unter Quellenmangel leidet, allerdings waren und sind die künstlerischen und kulturellen Ausdrucksformen noch viel weniger als in anderen gesellschaftlichen Themenfeldern einer historischen Wahrheit zuzuordnen. Die Bedeutung des Themenfelds für die individuellen und kulturellen Verhältnisse der Menschen hat bewirkt, dass das Normative (das, was



sein sollte) und das Romantische, Poetische und Erotische (das, was ersehnt, erwünscht, imaginiert wird) in den Darstellungsformen den Ausschlag geben. Wir erfahren viel über Normvorstellungen und Sehnsüchte und wenig über das, was in der Sexualität der Menschen tatsächlich geschieht. Wenn zukünftige Generationen das sexuelle Leben der Menschen in den zehner Jahren des 21. Jahrhunderts zum Beispiel anhand digitaler pornografischer Quellen erforschen würden, kämen sie zum Ergebnis eines Gesellschaftsbildes, das von fast durchgehend obsessiven Vorstellungen und Formen sexueller Praxis beherrscht ist. Alle Studien, die sich mit dem Sexualleben der sogenannten westlichen Kulturen beschäftigen, zeigen jedoch genau das Gegenteil – gehetzte, ermüdete, hastende Menschen, die bestenfalls vom Sex »träumen«, die ihn mit Pornovorlagen imaginieren, zur »realen Tat« jedoch immer seltener schreiten. Mich erinnert diese Situation an Luis Buñuels großartigen Film über den »dezenten Charme der Bourgeoisie«. Eine Tischgesellschaft trifft sich regelmäßig zu kulinarischen Tafelrunden; doch bevor das große feine Essen beginnen kann, kommt immer etwas dazwischen – das Gastmahl findet nie statt.

In allen Gesellschaften war das Recht auf Nachkommenschaft, da es mit entscheidenden wirtschaftlichen Folgen für den/die Einzelne/n und für die Gemeinschaft verbunden war, kontingentierte. Eine wichtige Frage aller Gesellschaften war und ist, wer (Geschlecht, Alter, soziale Stellung, ethnische und religiöse Zugehörig-

keit) mit wem Sex haben darf, kann und soll. Die gesellschaftliche Bedeutung bekam diese Frage über die Tatsache, dass Besitz, wirtschaftliche Chancen, reales und symbolisches Kapital an Nachkommen weitergegeben wird, dass aber der Gesellschaft über die Erhaltung und Ernährung zusätzlicher EsserInnen auch Kosten erwachsen. Das gesellschaftliche Interesse an Sex bezog sich in der gesamten Geschichte bis zur Erfindung und Verwendung der »Pille«, antikonzeptiver Pharmazeutika, auf die Folgen von Sex in Gestalt von Nachkommen. Die Kinder waren Investition in die Altersversorgung, eine Art Sozialversicherung vor deren Einführung. Ihre Aufzucht in unterschiedlichen sozialen Formationen der Clans, der Familie, des Hauses, ihre Erziehung, Sozialisierung, Qualifizierung war der zentrale Teil des sozialen Lebens, das bis weit in die Neuzeit (Europas) noch weniger vergesellschaftet war. Der Unterschied zwischen »Gesellschaft« und »Gemeinschaft« wurde durch die Soziologie erst sehr spät (Ferdinand Tönnies, 1855–1936) thematisiert.

Dass Sexualität so eng mit dem Kern des sozialen Lebens, der Familie, der Nachkommenschaft, der »Weitergabe des Erbes« in einem sehr umfassenden Sinn verbunden war, hatte bis weit ins 20. Jahrhundert zwei bedeutende gesellschaftliche Folgen: Sexualität war ein zentraler Bestandteil des Gemeinschaftlichen, des Familialen, des durch Recht und Tradition legitimierten Zusammenlebens der Menschen. Die Familie – gleich wie ihre Konstellationen jeweils aussahen – war der

Normalfall des sozialen Lebens, wobei die Normalität mit Norm und Normierung und diese wiederum mit Legitimität und Legitimierung zu tun hatten. Sex als legitimes Geschehen der geschlechtlichen Vereinigung zur Zeugung von Nachkommen hatte nichts Obszönes, Pikantes, Peinliches, Tabuisiertes an sich, solange die gesellschaftliche Legitimität durch die Einhaltung der Normen und Rituale gegeben war.

Nur in Gesellschaften mit hohen Illegitimitätsraten, wo Sexualität und die Zeugung von Nachkommen nicht in legitimen, das heißt gesellschaftlich legitimierten Beziehungen geschah, gewann die Thematisierung und Praktizierung von Sex außerhalb der familialen Reproduktion des Lebens an Bedeutung. An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass in den alteuropäischen und vorindustriellen Gesellschaften ein großer Teil der Menschen von der Legitimation zur Zeugung, das heißt auch von Anrecht und Anteil an Sexualität – da nicht im Besitz eines eigenen Hausstands – ausgeschlossen war.

Der Umgang mit dem Sex ist höchst ambivalent. Einerseits herrschte strikte Fortpflanzungskontrolle, der gesellschaftliche Zwang, sich an die strengen Kriterien der Legitimation zur Zeugung zu halten. An der Seite strikter Regulierung sind Liebe, Leidenschaft und Begierde Mächte, die Disziplinierung nicht dulden wollen. Im Sex transzendieren die Menschen die Zwänge, mit denen und in die sie erzogen wurden; die Lust will sich gegenüber dem Zwang durchsetzen, und es gelingt ihr oft; sie ist laut und orgiastisch. Im Sex vereinen sich das

apollinische und das dionysische Prinzip: Liebe, Erotik, das Wechselspiel von Aufschub, Verzögerung, Sublimierung und Befriedigung. Sex hat, das belegen alle Quellen und Diskurse über das Geschlechtliche, den Akteurinnen und Akteuren auch vor dem dynamischen und massenweisen Anwachsen von sexualitätsbezogenen Diskursen Spaß gemacht.

Der Umgang mit dem Körper und mit der Sexualität als Beziehung, die Menschen zu sich und zu anderen haben, hat sich seit den späten sechziger Jahren dynamisch verändert. Das Körperliche, ein im Hinblick auf zahlreiche tradierte religiöse, bürgerliche und andere Normen emanzipierter Umgang mit dem Körper, körperlichen Praktiken und Ritualen wurde möglich. Es sind viele einzelne, oft widersprüchliche ambivalente Entwicklungswege, die diesen in seiner Schnelligkeit und Umfänglichkeit revolutionären Prozess mit zahlreichen kulturellen Ausdrucksformen kennzeichnen. Es wäre aber falsch, ihn nur einseitig als Befreiung zu deuten, weil an die Stelle alter Tabus und Korsett-Elemente neue getreten sind und treten.

Grosso modo kann man sagen, dass viele Handlungs- und Wahrnehmungsformen, die das Sexuelle, den Körper und die Erotik betreffen, befreit, entzaubert, aus dem Bannfeld des Perversen herausgenommen wurden. Viel von dem, was gegenwärtig zu den alltäglichen Praktiken des sexuellen Umgangs gehört, galt noch in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts als pervers. Wesentlich verantwortlich für diese Entwicklung waren eine Verwis-

senschaftlichung, eine Entzauberung, ein Trend der Pornografisierung, Entwicklungen der Verrechtlichung, Ästhetisierung, aber fraglos auch die psychologische Fähigkeit, innovative Erkundungen des Körperlichen, der Lust, der Erotik und der Beziehungen anzustellen. Verhaltenskorsette wurden zertrümmert und Tabus gebrochen, wodurch eine offene und freie Sicht und neue Handlungsmöglichkeiten entstanden.

Und heute? Die aktuellen Medien vermitteln den Eindruck, dass wir in einer Lustwelt leben. Männer und Frauen legen Wert auf gepflegte, trainierte, geshapte, getrimmte, epiliierte Körper. Die Zurückdrängung des wenig Appetitlichen folgt einem massiven Schönheits- und Fitnessdiktat, dem Männer und Frauen kaum entsprechen können. Die körperliche Schönheit ist seit dem 20. Jahrhundert aus der Kunst in den Drogeriemarkt gewandert und gegenwärtig jedenfalls in der westlichen Welt für alle käuflich erwerbbar. Die Moden haben sich vom strikten Business-Outfit verabschiedet; sie sind bunt, verspielt und sexy. Eine Modekette, die Kleidung und Accessoires für junge Frauen führt, hat als Motto »sexy or sexy«. Anscheinend gibt es keine Alternative zu sexy. Aber der Schönheits-, Hygiene- und Glattheitszwang provoziert auch Gegentrends. Eine scheinbar nur für Lust und Spaß bereite Kultur entpuppt sich zunehmend als Leistungsgesellschaft dort, wo es vorher den Schutz gab, den Privatheit und Intimität genossen.

Gesellschaft und Kultur sind via Konsum und Internet zumindest medial sexdurchflutet. Wo auch immer man

sich befindet – am Arbeitsplatz, im Supermarkt, in der U-Bahn, auf der Straße – gaukeln die Medien Sinnlichkeit vor, dahinter zeigt sich rasch Diktat und Disziplinierung. So manch eine/r denkt sich wohl: »FKK-Strand, Nacktfotos und Sex erst wieder, wenn der Spiegel wieder ein appetitliches Vis-à-vis zeigt«. Derselbe Zwang (Fremdzwänge werden zunehmend zu Selbstzwängen) herrscht überall im gegenwärtigen Alltag. Fit, gesund und leistungsstark für den Arbeitsmarkt, für die Sozialversicherung und nun auch noch für den Liebes- und Sexmarkt.

Sex war in den Witzen, in denen Geschlechterverhältnisse meist aus einer machistischen Männerperspektive thematisiert wurden, schon lange »Thema Nummer eins«, bevor er durch die digitale Sex- und Pornoindustrie den wirtschaftlichen und kulturellen Stellenwert erreichte, den er jetzt hat.

Seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts wird der Alltag, dem der Bereich des Sexuellen im Leben der Menschen angehört, mit Recht als politisch diagnostiziert. Es wurde erkannt, dass Erkundungen über den Sex geradewegs zu den Hauptproblemen, die Menschen in dieser Gesellschaft haben, führen.

In den die Liebe, den Sex und den Alltag betreffenden Entwicklungen der letzten fünfzig Jahre dokumentiert sich zuallererst eine Befreiungsgeschichte. Vor allem die Frauen haben sich von einem Korsett befreit, das sie gefesselt, entmündigt, in vieler Hinsicht gedemütigt hat. Im Hinblick auf die Sexualität war die Gesellschaft durch eine Doppelmoral geleitet. Die Väter, aber auch

die Mütter, rieten ihren Söhnen, sexuelle Erfahrungen zu machen, ihren Töchtern sagten sie, sie mögen ihre Jungfräulichkeit für ihren Lebenspartner aufbewahren.

Wenn es um Sex ging, war ständig die Bedrohung durch eine unerwünschte Schwangerschaft präsent. Da waren die Normvorstellungen der christlichen Religion, die zum Teil mit brutalen Sanktionen drohte; es gab den Normendruck einer patriarchalisch-machistischen Gesamtkultur, der für unterschiedliche sexuelle Neigungen nur juristische, gesellschaftliche und kulturelle Diskriminierungen und Bestrafungen vorsah. Die Menschen haben sich von diesen Zwängen mit eindrucksvollen und couragierten Initiativen befreit.

In den letzten fünfzehn Jahren, in denen Kontrolle und Disziplin in allen Segmenten der Gesellschaft wieder wichtiger werden, gerät der Sex aufs Neue in einen Herrschaftszusammenhang. Der Individualisierungstrend schlägt in eine Disziplinierungsmanie über, die für die Einzelnen in allen Lebensbereichen nur wenig Spielraum lässt. Die Bilder und die Dramaturgie für den Sex stehen unter einem immer strikteren Leistungs-, Perfektions- und Schönheitszwang, sodass viele der realen Sexualität ausweichen und im Virtuellen in einer passiven KonsumentInnenhaltung bleiben.

In den letzten dreißig Jahren wurde Sexualität in immer stärkerem Maß durch Pornografie beeinflusst und geprägt. Pornografie ist ein zentrales Medium geworden. Fünfzig bis siebzig Prozent der aktuellen Internetnutzung betreffen pornografische Inhalte. In Anlehnung

an Cassirers Beschreibung des Menschen als »animal symbolicum« könnte man den Menschen mit dem Blick auf seine Vorliebe für die explizite Darstellung von Sex auch als »zoon pornografikon« bezeichnen. Das Wort »porne« bezeichnete im Griechischen Dirne. Von der Dirnendarstellung hat sich die Pornografie schon lange entfernt. Mit Hilfe der neuen Medien, mit Fotoapparaten und Handys, die Bilder und Videos in höchster Auflösung ermöglichen, werden Pornos als Selfies amateurmäßig hergestellt und häufig über Social Media verbreitet. Pornos sind »in«; sie sind für die Jugendlichen selbstverständlich und nur mehr begrenzt anstößig; ganz im Gegenteil: Pornos sind »chic«.

Früher bis weit in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts gab es Pornohefte, die zwischen Soft- und Hardcore oszillierten. Pornohefte wurden zuerst »unter dem Ladentisch« von Zeitungskiosken, dann zunehmend offen beworben und verkauft. In Pornos wurde früher nackte Haut dargestellt, die auch vor der Darstellung der »private parts« – zunehmend in Aktion – nicht Halt machte. Die zig-milliardenfache Darstellung nackter Intimität hat aus den früher tabuisierten erotischen Zonen, Geschlechtsteilen und -akten schon längst »public parts« gemacht.

Pornografische Inhalte haben bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts »öffentliches Ärgernis« erregt. Pornojäger wie der legendäre Martin Humer entfalteten vor allem im kleinformatischen Boulevard ein Engagement gegen das Anstößige, bis es Ende der neunziger Jahre ei-



nen Paradigmenwechsel gab. Die Internet-Pornografie, spezifische Pornoseiten und deren massenhafte Präsenz auf Smartphones und Tablets gaben dem Thema eine neue Bedeutung und Aktualität.

Seit Mitte der neunziger Jahre werden Kinder und Jugendliche mit pornografischen Inhalten sozialisiert. Man kann mit guten Gründen von den Zwanzigjährigen als einer »Generation Porno« sprechen. Der alltägliche mediale Umgang mit der Darstellung des Sexuellen hat eine zum Teil antiquierte Sexualmoral zurückgedrängt.

Einiges spricht aber auch dafür, dass es die Pornografie gar nicht mehr gibt. Der Begriff unterstellte ja apodiktisch, dass die Darstellung sexueller Inhalte tabu-verletzend und pervers, daher anstößig und illegitim sei. Im Internet ist Pornografie jedenfalls omnipräsent. Die Normverletzung hat sie attraktiv gemacht. Gegenwärtig ist sie chicer Mainstream und prägt als solcher Alltagskultur und Kunst.

Der Pornoboom, der seine Wurzeln in liberaleren und offeneren Vorstellungen und Praktiken des Sexuellen seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat, bedeutet eine gewisse Befreiung und Entkrampfung in einer traditionell sexualfeindlichen Kultur. Die pornografische Darstellung intimer Beziehungen als »sex pour sex« eröffnet eine neue Perspektive von Erotik und Lust, befreit von religiösen Geboten und traditionellen Normen. Erotik und Sexualität könnten ja – Conchita Wurst ist ein schillerndes Beispiel – auch ein Experimentierfeld der sozialen Innovation sein, auf dem vorexerziert wird, wie sich In-

dividuen von den Ketten jahrhundertelanger Sexualunterdrückung befreien könn(t)en. Gleichzeitig konfrontiert Pornografie die Konsumentinnen und Konsumenten – in immer stärkerem Maß auch Kinder und Jugendliche – sehr einseitig und oft gewaltbezogen mit Sexualität.

Es gibt Belege dafür, dass Pornokonsum süchtig macht; und zudem erweist er sich als »Zeitfresser«, der einen anspruchsvollen Umgang mit Kultur und eine auf konkrete Beziehungen bezogene Auseinandersetzung mit anderen Menschen zurückdrängt. Statt »Cosi fan tutte« von Mozart, der »Winterreise« von Schubert oder Texten von Denis Diderot, Theodor Fontane, Elfriede Jelinek und anderen, wo es um Zwischenmenschliches geht (Kunst als Glücksspender), kennen Jugendliche im Hinblick auf Liebe oft nur Pornoseiten, auf denen sie mit dem gleichermaßen banalen, schlichten, restringierten Code der Sex-Clips konfrontiert werden. Es entgeht ihnen somit auch die Konfrontation mit Kunstwerken als Ausdrucksform hochkomplexer Triebsublimierung, womit die Gefahr verbunden ist, die Chance auf Glückserlebnisse durch Auseinandersetzung mit Kunst zu versäumen.

Die in der Pornografie vermittelten Leitbilder, Rituale und Handlungsmuster sind häufig alles andere als emanzipatorisch, wenn sie patriarchalische Rollen und Gewalt von Männern gegen Frauen massenhaft darstellen und damit auch legitimieren. Pornografie gibt zudem fast durchwegs eine sehr strikte, keineswegs offene Dramaturgie der körperlichen Liebe vor, die eher die Zeichen einer neuen Disziplinierung als jene der Befreiung trägt.

Beziehung, Liebe, Sexualität sind ein hochkomplexes soziales Geschehen, das im Medium der Pornografie reduktionistisch abgebildet wird. Sex wird mechanistisch dargestellt. Die pornografische Maxime der Trennung von Liebe und Sex schafft eine Ideologie eines puren Hedonismus, eine Egomanie, in der jeder nur an sich, an den eigenen (Lust-)Gewinn denkt. Auf diese Weise werden die Grundlagen und Fundamente von Beziehungen in der Gesellschaft – Liebe, Empathie, Verständnis – untergraben.

In der Pornografie nehmen Gewaltthemen ständig zu. Wohl gibt es wie in anderen Beziehungsfragen der Gegenwart auch in der Pornografie das Grundpostulat der Einvernehmlichkeit. Zu fragen ist, ob diese Einvernehmlichkeit eingehalten wird und welche negativen Vorbildwirkungen von der Gewaltpornografie ausgehen.

Sexualität findet sich in einem Spannungsfeld, in dem ein neuer Hedonismus mit bis dato unvorstellbar großen Dimensionen auf eine Leistungsgesellschaft trifft, in der das Recht auf Muße, Erholung, Ruhe völlig außer Kraft und Gültigkeit gesetzt scheint. Was prima vista als Oberfläche einer neuen Sinnlichkeit daherkommt, entpuppt sich bei näherer Hinsicht als Disziplinierungsprogramm, das den Regeln einer »Harried (Leisure) Class« und nicht jenen eines neuen Arkadien entspricht.